

Emanzipiert und stark Frauen in der DDR

Herausgegeben von
Dagmar Enkelmann und Dirk Külow

mit zahlreichen Fotos

neues leben

Autoren und Herausgeber

Dagmar Enkelmann, geboren 1956, Aspirantin an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften, 1989 Promotion. 1990 Abgeordnete des Bundestages, dann Landtagsabgeordnete in Brandenburg, später wieder Bundestagsabgeordnete und dort von 2005 bis 2013 parlamentarische Geschäftsführerin der Linksfraktion. Seit 2012 ist sie Vorsitzende der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Jana Frielinghaus, geboren 1968, ist seit Oktober 2018 Redakteurin im »nd«-Politikressort. Zuvor war sie knapp zwei Jahrzehnte Redakteurin bei der »jungen Welt«, zu der sie als Quereinsteigerin kam. Denn eigentlich ist sie gelernte Landwirtin und hat Agrarwissenschaften an der Berliner Humboldt-Universität studiert.

Dirk Külow, Diplom als Historiker an der Universität Leipzig, Tätigkeit beim DDR-Fernsehen, Redaktioneller Mitarbeiter bei ZDF und MDR, 2005 bis 2015 Marketingleiter beim »neuen deutschland«, seit 2018 Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Kulturpolitik im Bundestag. Sachbücher und Dokumentationen zur Geschichte der DDR und der Jüdischen Gemeinde Deutschlands.

Claudia Wangerin, Journalistin, wurde 1976 in München geboren. Seit 2004 schreibt sie unter anderem für die Tageszeitung »junge Welt« und die Periodika der Gewerkschaft ver.di. Ihre Schwerpunkte sind Innenpolitik und Soziales.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert,
verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Verlag Neues Leben – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01880-7

1. Auflage 2019
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Bernd Rodekohl, Zeichen und Taten
unter Verwendung eines Fotos von Hartmut Reiche
und Helmut Schaar (Rückseite)
Satz und Layout: Lars Jolig

www.eulenspiegel.com

Danksagung

Der Verlag dankt der Rosa-Luxemburg-Stiftung Gesellschaftsanalyse und politische Bildung e.V. für die Unterstützung und Förderung vorliegender Publikation. Der Herausgeberin Dr. Dagmar Enkelmann und dem Historiker Dirk Külow ist für ihr ehrenamtliches Engagement zu danken, das mit Scharfblick und kulturpolitischer Weitsicht ein wichtiges Kapitel der DDR-Geschichte festhält. Der Verlag Neues Deutschland GmbH war so freundlich, dem Leser durch bislang kaum veröffentlichte Fotos Einsicht in eine breite Palette des Alltags von Frauen in der DDR zu gewähren. Astrid Brenk und Sabine Walther von der DISTEL halfen bei der Komplettierung dieser ungewöhnlichen Bildauswahl, ebenso das Deutsche Rundfunkarchiv, das Bundesarchiv und private Sammlungen. Simone Külow unterstützte die Arbeit der Redaktion mit der Erstellung des Personenregisters und des Bildnachweises.

»Liebe I«

Aus: Eva Strittmatter, Sämtliche Gedichte. Erw. Neuausgabe, Aufbau Verlag, 2015

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG Berlin 1973, 2015

(Das Gedicht erschien erstmals 1973 in Eva Strittmatters Gedichtband »Ich mach ein Lied aus Stille«)

Bildnachweis

S. 8 : Archiv Neues Deutschland, S. 12 : Archiv Neues Deutschland, S. 14: Bundesarchiv (nachfolgend BArch) Bild 183-No425-343/Otto Donath, S. 16: BArch, Bild 183-08127-0004/Horst Sturm, S. 20: Sammlung R. und H. Baßé, Berlin, S. 22: BArch, Bild 183-10626-0008/Gerhard Biscan, S. 26: BArch, Bild 183-27459-0013/Heinz Junge, S. 30: Archiv DIE DISTEL/Dengler, S. 34: BArch, Bild 183-24300-0049/Horst Sturm, S. 36: BArch, Bild 183-30556-011/Horst Sturm, S. 38: Archiv Neues Deutschland, S. 40: Zeitschrift „Neue Werbung“, (4. Jg. 1958), S. 44: Archiv Kabarett DIE DISTEL/Dengler, S. 48: Archiv Neues Deutschland, S. 52: BArch, Bild 183-80163-0001/Helmut Weigel, S. 56: BArch, Bild 183-A0814-0014-001/Eva Bruggemann, S. 62: Sammlung R. und H. Baßé, Berlin, S.: 66: Archiv DIE DISTEL/Dengler, S. 70: BArch, Bild 183-S98280/Kurt Rudolph, S. 76: Archiv Neues Deutschland, S. 78: Archiv Neues Deutschland, S. 80: Archiv Neues Deutschland, S. 82: Archiv R. und H. Baßé, Berlin, S. 86: Sammlung R. und H. Baßé, Berlin, S. 88: BArch, Bild 183-1982-0714-024/Wilfried Pätzold, S. 90: Archiv Neues Deutschland, S. 94: Archiv Neues Deutschland, S. 95: Archiv Neues Deutschland, S. 98: Archiv Neues Deutschland, S. 100: Deutsches Rundfunkarchiv/Hans-Jürgen Hoefmann, S. 104: Archiv Neues Deutschland, S. 108: Archiv Neues Deutschland, S. 114: Archiv Neues Deutschland, S. 116: BArch, Bild 183-F0306-0033-001/Hartmut Reiche, S. 118: Archiv Neues Deutschland, S. 122: Archiv Neues Deutschland, S. 124: Archiv Neues Deutschland, S. 128: Archiv Neues Deutschland, S. 130: Archiv Neues Deutschland, S. 134: Archiv Neues Deutschland, S. 135: Archiv

Neues Deutschland, S. 138: BArch, Bild 183-Bo509-0010-004/Irene Eckleben, S. 142: BArch, Bild 183-LO810-0031/Benno Bartocha, S. 144: Archiv Neues Deutschland, S. 146: Archiv Neues Deutschland, S. 150: Archiv Neues Deutschland, S. 151: Archiv Neues Deutschland, S. 154: Deutsches Rundfunkarchiv/Heinz Wenzel, S. 158: Zeitschrift „Neue Werbung“ (31. Jg. 1985), S. 160: BArch, Bild 183-1985-1003-025/Peter Koard, S. 164: Archiv Neues Deutschland, S. 168: Archiv Neues Deutschland, S. 169: Archiv R. und H. Baßé, Berlin, S. 172: BArch, Bild 183-M0803-415/Ulrich Häßler, S. 176: Archiv R. und H. Baßé, Berlin, S. 178: Archiv Neues Deutschland, S. 180: Archiv: Neues Deutschland/Benno Bartocha, S. 184: Archiv INTERFLUG/Armgarth Stuck, S. 186: unbekannt, S. 190: Zeitschrift „Neue Werbung“ (27. Jg. 1981), S. 194: Archiv Neues Deutschland, S. 195: Archiv Neues Deutschland, S. 202: Archiv Neues Deutschland, S. 204: BArch, Bild 183-1986-0722-023/Thomas Uhlemann, S. 206: Archiv Neues Deutschland, S. 214: Archiv Sammlung R. und H. Baßé, Berlin, S. 218: Archiv Neues Deutschland, S. 219: Archiv Neues Deutschland, S. 222: BArch, Bild 183-F328-1001-003/Hartmut Reiche, S. 224: Archiv Neues Deutschland, S. 228: Archiv Sammlung R. und H. Baßé, Berlin, S. 236: Archiv Neues Deutschland, S. 242: BArch 183-1989-1104-050/Hubert Link, S. 252: Archiv Neues Deutschland

Nicht in jedem Fall konnten die Urheber eindeutig ermittelt werden. Berechtigte Honoraransprüche bleiben gewahrt.

7	Aus Töchtern wurden Frauen Vorbemerkung von Dagmar Enkelmann und Dirk Külow	107	Spät dran mit 28 Frau und Familie
9	Das Reich der Notwendigkeit Historische Rahmenbedingungen	115	»Wenn du nichts forderst, dann kriegst du es auch nicht« Gespräch mit Gesine Löttsch
19	Freiheit durchsetzen Emanzipation in Ost und West	125	Die heimliche Chefredakteurin Frau und Medien
37	Clara Zetkin und ihre Schwestern Pionierinnen und Traditionen	137	Eine schwierige Liebe DDR-Schriftstellerinnen und ihr Land
53	Recht haben und recht bekommen Stationen der rechtlichen Gleichstellung	153	Sonnensucherinnen Emanzipation im DEFA-Film
61	»Meine Tochter war ein richtiges Seminargruppenkind« Gespräch mit Dagmar Enkelmann	174	Anspruch und Wirklichkeit Gleichberechtigtes Leben in der DDR
69	Gehasst und respektiert Die zwei Leben der Hilde Benjamin	200	»Stell dir vor, es ist Sozialismus und keiner geht weg« Wendejahre
79	Ausbildung für alle Erinnerungen an die ABF	213	»Mit 20 war ich Lehrerin und hatte meine erste eigene Wohnung« Gespräch mit Petra Pau
91	Streifzug durch 40 Jahre Frauengeschichte in der DDR	223	Was bleibt?
		253	Literaturverzeichnis
		254	Bildnachweis
		255	Personenregister

Vorbemerkung

Aus Töchtern wurden Frauen

Dieses Buch basiert auf ausführlichen Gesprächen mit über einem Dutzend ehemaligen DDR-Bürgerinnen verschiedener Generationen, die in den letzten zehn Jahren geführt wurden. Dafür danken die HerausgeberInnen vor allem den Journalistinnen Claudia Wangerin und Jana Frielinghaus. Beide Kolleginnen unternahmen eine erhellende Zeitreise in die Geschichte der DDR-Frauen. Viele der seinerzeit geführten Interviews bildeten 2010 die Basis für das Buch »Die DDR und ihre Töchter«.

Vielleicht werden einige Betrachter die wissenschaftliche Beurteilung einer fehlenden kollektiven Frauenbewegung vor 1989 in der DDR vermissen. Das Redaktionskollektiv war sich deshalb einig, alle neu entstandenen Presseartikel, Archivrecherchen, Interviews mit Zeitzeuginnen etc. in diesen – frauenpolitisch aktuellen – Titel einfließen zu lassen.

Verlag und Redaktion entschlossen sich gemeinsam mit den beiden HerausgeberInnen, in dem an Traditionen reichen Jahr 2019 häufig Wiederholtes, anscheinend Klares, aber auch gebetsmühlenartig verbreitete Unwahrheiten für eine breite Öffentlichkeit zu hinterfragen und mit Fakten zur Realgeschichte der DDR zur Diskussion zu stellen.

Dafür stehen hier zahlreiche authentische und unbekannte Lebensberichte von Arbeiterinnen, Künstlerinnen, Politikerinnen, Wissenschaftlerinnen etc. und eine Auswahl von Fotografien verschiedener Fotokorrespondenten der DDR – unabhängig davon, ob diese Aufnahmen beruflich oder durch Freizeitfotografie entstanden sind.

*Dr. Dagmar Enkelmann
Dipl.-Hist. Dirk Külow*



Am 8. Mai 1945 tritt die bedingungslose Kapitulation Nazideutschlands in Kraft. Überall herrscht Mangel: Essen, Wasser, Wohnraum, Kleidung, Medikamente und Arbeitskräfte sind knapp. In der seit dem 5. Juni 1945 durch die Alliierten entstandenen Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) leben ca. 18 Millionen Einwohner, von denen nahezu 60 Prozent Frauen sind. Vor allen sie tragen die Hauptlast der Kriegsfolgen.

Das Reich der Notwendigkeit Historische Rahmenbedingungen

Schon kurz nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands hatten sich in allen Besatzungszonen Frauen zusammengeschlossen, um die schwierige Nachkriegssituation zu meistern und die Teilnahme der Frauen am öffentlichen Leben zu fördern. Kommunistinnen arbeiteten dabei von Anfang an sehr aktiv mit. Ihre Rolle wird heute – zum Beispiel von der Bundeszentrale für politische Bildung – als vereinnahmend dargestellt. Umgekehrt verschafften sie den Frauengremien in der sowjetischen Zone aber auch Einfluss und Möglichkeiten der Mitbestimmung.

Auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration wurden ab dem 30. Oktober 1945 antifaschistische Frauenausschüsse in die Stadtverwaltungen einbezogen. Sie leisteten Sozialarbeit und halfen bei der Bewältigung von Alltagsproblemen – beispielsweise durch die Einrichtung von Nähstuben, die Durch-

führung von Sammelaktionen und die Mitarbeit in Versorgungskommissionen –, setzten sich aber auch für die berufliche und politische Gleichstellung der Frauen ein. Manchmal sorgte die Sowjetische Militäradministration dabei für den nötigen Nachdruck. Am 17. August 1946 erging der Befehl Nr. 253: »Gleiche Entlohnung von Arbeitern und Angestellten für die gleiche Arbeit, unabhängig von Geschlecht und Alter.«

In einem Dankesbrief des Zentralen Frauenausschusses Berlin steht: »Mit diesem Befehl ist eine seit Jahrzehnten von allen fortschrittlichen Frauen erhobene Forderung verwirklicht.« Empfänger ist der Oberkommandierende der sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland, Marschall Wassilij Sokolowskij. Unterzeichnet haben nicht nur Kommunistinnen, denn im Vorstand der Frauenausschüsse arbeiteten diese mit Frauen aus anderen Parteien sowie mit Parteilosen zusammen.

Manche Einmischung »von oben« bedeutete faktisch eine Besserstellung der Frauen. Und als überparteiliche Interessenvertretungen wurden die Frauenausschüsse von sowjetischer Seite gestärkt.

»Die Westalliierten sprachen von ›Reeducation‹, in der Sowjetischen Besatzungszone hieß es »antifaschistisch-demokratische Umgestaltung.«

Unterdessen durften aber die Parteien keine eigenen Frauenorganisationen gründen. 1947 ging aus den antifaschistischen Frauenausschüssen der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD) hervor, der später als Massenorganisation in der Volkskammer vertreten war.

Der Befehl Nr. 253 verdeutlicht die Gesamtsituation, in die sozialistische Frauenpolitik eingebettet war: Soziale Veränderungen konnten zunächst nur unter dem Schutz und in Abhängigkeit von der Sowjetunion durchgesetzt werden.

Die Anfänge der DDR mit den demokratischen Maßstäben in Friedenszeiten aufgewachsener Jahrgänge zu messen wird den Problemen der Aufbaugeneration nicht gerecht. Wer trotzdem so vorgehen möchte, muss konsequenterweise alle europäischen Staaten an ihrer Nachkriegsrealität messen – auch die zuvor besetzten Länder Westeuropas. In vielen Fällen wäre das Etikett »Rechtsstaat« aus heutiger Sicht unpassend – und in vielen Fällen wurden die Kollaborateure des Hitlerregimes härter bestraft als die Nazis in beiden Teilen Deutschlands. Die Ablehnung der Todesstrafe setzte sich erst Jahrzehnte

später als politischer und moralischer Konsens in Europa durch. Eine repressionsfreie demokratische Gesellschaft war unmittelbar nach dem Krieg auch in Ländern wie Frankreich nicht vorstellbar.

In Deutschland gingen die Alliierten in allen vier Besatzungszonen davon aus, dass die Deutschen politischen Nachhilfeunterricht nötig hätten, denn die Mehrheit hatte letztendlich etwas geduldet, das der Rest der Welt nicht dulden konnte. Die Westalliierten sprachen von »Reeducation«, in der Sowjetischen Besatzungszone hieß es »antifaschistisch-demokratische Umgestaltung«. Die Inhalte der politischen Bildungsarbeit unterschieden sich dadurch, dass in der SBZ und späteren Deutschen Demokratischen Republik auch der Zusammenhang zwischen Faschismus, Kapitalismus und imperialistischem Krieg beleuchtet werden sollte. Es wurde ein radikaleres Umdenken verlangt als in den übrigen Besatzungszonen.

Zeitgleich wurde am Aufbau einer neuen Gerichtsbarkeit gearbeitet, an dem eine Frau – die spätere Justizministerin Hilde Benjamin – maßgeblich beteiligt war. Mit ihrem Lebenslauf beschäftigt sich ein eigenes Kapitel.

In den ersten Nachkriegsjahren mit materieller Not und Kriminalität fertig zu werden und dabei nicht auf Hitlers willige Vollstrecker im Polizei- und Justizapparat zurückzugreifen, sondern diese angemessen zu bestrafen, war ein Kraftakt. Rechtsstaatliche Defizite waren dabei vorprogrammiert, weil unbelastetes Personal mit entsprechender Ausbildung schwer zu finden war. Richterinnen und Richter wurden zeitweise in Schnellkursen ausgebildet. Ehemals Verfolgte und Diskriminierte waren wiederum nicht unbefangen, wenn sie über mutmaßliche Kriegs- und Naziverbrecher zu Gericht saßen. Wer sich im Faschismus »neutral« verhalten hatte, war schwer einzuschätzen und bedurfte der Kontrolle durch diejenigen, die eine antifaschistische Gesinnung bewiesen hatten.

Ein Großteil der kommunistischen Kader hatte Verfolgung, Todesangst und Repression, Gestapohaft oder Konzentrationslager erlebt, was nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen sein kann – moderne Psychologen würden es als Trauma bezeichnen –, aber sie wurden gebraucht. Die Notwendigkeiten der Zeit erlaubten ihnen kaum Erholung und Selbstreflexion.

Plötzlich mit Macht ausgestattet, nachdem sie zuvor inhaftiert, gefoltert, ins Exil gejagt oder ihrer liebsten Freunde und Angehörigen beraubt worden waren, standen sie einer Mehrheit gegenüber, die sich weder mit ihnen noch mit den verfolgten Juden, Sinti und Roma solidarisiert hatte.

Dieses Gefühl der Unsicherheit und des Misstrauens gegenüber den Massen, für die sie doch eigentlich eintreten wollten, war bei Marx nicht vorgesehen. Es traf sie unvorbereitet, und ihr Umgang damit war unterschiedlich. Manchmal bewahrheitete sich, was Bertolt Brecht in seinem Gedicht »An die Nachgeborenen« beschrieben hatte:

»Auch der Haß gegen die Niedrigkeit / Verzerrt die Züge. / Auch der Zorn über das Unrecht / Macht die Stimme heiser.«

Das Gedicht endet mit den Worten:

»Ihr aber, wenn es soweit sein wird / Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist / Gedenkt unsrer / Mit Nachsicht.«



In allen vier Besatzungszonen sind Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren mit einer Arbeitspflicht belegt. In Berlin werden sie ab dem 1. Juni 1945 zur Trümmerbeseitigung verpflichtet. Von den 3,1 Mio. BerlinerInnen sind zwei Drittel Frauen. Wer sich nicht beteiligt, erhält keine Lebensmittelmarken.

In die junge Generation, die keinerlei Schuld am Faschismus traf, setzten die überlebenden Kommunistinnen und Kommunisten große Hoffnungen. Das größte Problem für den Neuanfang war, dass das Volk sich nicht aus eigener Kraft und Überzeugung vom Faschismus befreit hatte, sondern militärisch von ihm befreit werden musste. Viele empfanden die Befreiung als Niederlage.

Frühjahr 1945. Plauen ist zunächst von der US-Armee eingenommen worden – nach insgesamt 14 schweren Luftangriffen mit weit über 2000 Todesopfern. Auch der materielle Schaden ist groß. Die Bausubstanz der Stadt wurde zu fast 75 Prozent zerstört. Beim schlimmsten Luftangriff im April 1945 war der Krieg bereits entschieden, denn die Rote Armee stand vor Berlin. Ein Schwarz-Weiß-Foto von Plauen wenig später zeigt eine Trümmerlandschaft.

»Bis die Russen kamen, hat es noch ein bisschen gedauert«, sagt Ruth Weiß, die 1934 geboren wurde und als Mädchen das Kriegsende in Plauen erlebt hat. Sie stammt aus einem kommunistisch orientierten Arbeiterhaushalt, in dem die Angst der Kinder vor »den Russen« nicht geschürt wurde.

»Mein Vater war Maurer, stammte aus der Chemnitzer Gegend und ist auf der Walz gewesen«, erzählt sie. Die Wanderjahre der freiheitsliebenden Handwerksgelesen – auch »Tippelbrüder« genannt – standen für sich schon im Widerspruch zur Naziideologie. Nicht zuletzt, weil es sich um Männer im wehrfähigen Alter handelte, die dadurch nicht als Soldaten eingezogen werden konnten. Ruths Vater kam auf der Walz bis nach Frankreich.

»Auf dem Rückweg ist er in Plauen im Vogtland hängengeblieben. Der Vater meiner Mutter hatte dort eine Arbeitergaststätte – heute würde man Kneipe sagen, aber wir haben es nicht so gesehen. Es war eben ganz einfach. Dort haben sich meine Eltern kennengelernt. Mein Vater ist dort geblieben.« Seine Sympathie für die kommunistische Bewegung ist instinktiv, nicht theoretisch. Bücher gibt es zu Hause nicht viele. Marxistische Lehrhefte wird Ruth gegen Ende ihrer Schulzeit auf Anregung eines Genossen lesen.

1945 ist sie elf Jahre alt. Vater und Großvater haben Zuchthausaufahrung – wegen illegaler politischer Arbeit. Bei der Haftentlassung war der Großvater

**92 000 Frauen von 18 Nationen
ließen ihr Leben in Ravensbrück.**



Bei Gründung der DDR wird die Aufarbeitung der Verbrechen der NS-Diktatur zur Staatsdoktrin: Deutsche und ausländische Frauen erinnern am 10. September 1949 im ehemaligen KZ (»Frauenlager«) Ravensbrück ihrer ermordeten Mithäftlinge und schwören immerwährendes Gedenken. 1965 wird in Berlin (DDR) das Internationale Ravensbrück-Komitee (IRK) gegründet.

*»Als die Russen kamen,
sind wir ihnen mit Blumen entgegengelaufen.
Wir waren die Einzigen.«*

väterlicherseits so brutal zusammengeschlagen worden, dass er ein halbes Jahr mit großen Schmerzen liegen musste.

Seine Rückkehr in diesem Zustand bleibt für die Enkeltochter eine prägende Kindheitserinnerung: »Bei der Entlassung hatten sie ihn irgendwie über ein Fahrrad gehängt und allein nach Hause geschickt. Jemand hat ihm dann geholfen und ihn zu meiner Großmutter gebracht. So etwas wirkt natürlich auch auf die Kinder.«

Trotz seiner kommunistischen Vergangenheit wird Ruths Vater an die Ostfront geschickt, wo er verwundet wird und drei Finger verliert. Später würde sie ihn gerne fragen, warum er nicht übergelaufen ist. »Mein Vater ist aber schon '47 bei einem Motorradunfall gestorben, deshalb weiß ich es bis heute nicht. Mein Bruder hat es sich so erklärt, dass es schwer war auf dem offenen Feld. Er hatte ja Schlimmes erlebt und auch gesehen, was die Deutschen dort angerichtet hatten. Vielleicht hatte mein Vater Angst, die Russen würden seine Absicht missverstehen.«

Die letzten Kriegstage verbringt Ruths Vater bei seiner Familie, die zwischenzeitlich im Wald lebt, um den Bombenangriffen zu entgehen. In einer Mulde, die mit Baumstämmen bedeckt und mit Stroh ausgelegt ist, wollen sie bis zum Kriegsende ausharren, doch in der Stadt kommt es bereits zu Plünderungen. Der Vater überredet die Familie, zurück in die Wohnung zu gehen.

»Das Haus stand noch, aber es war sehr viel kaputt. Die Fenster waren zerstört, das Dach war abgedeckt. Es stand alles offen. Mein Vater wollte wenigstens die Sachen erhalten, die noch da waren.«

Gemäß der Vereinbarungen der Konferenz von Jalta zieht sich die US-Armee am 30. Juni 1945 aus Westsachsen zurück – Plauen steht nun unter sowjetischer Verwaltung.

»Als die Russen kamen, sind wir ihnen mit Blumen entgegengelaufen«, erinnert sich Ruth. »Wir waren die Einzigen.«

Obwohl die Rote Armee im Gegensatz zur britischen und zur amerikanischen Luftwaffe nicht gezielt Wohngebiete bombardiert hatte, um die Zivilbevöl-



Der zweite deutsche Staat ist von Anfang an auf das Beziehungsgeflecht mit anderen sozialistischen Staaten angewiesen, da es an Rohstoffen, manchmal Know-how und auch Logistik mangelt: Um den werktätigen Frauen wenigstens sogenannte Elementargüter anbieten zu können, werden aus der Tschechoslowakischen Republik bereits 1950 Schuhwaren importiert, dem ein erstes Handelsabkommen zwischen Berlin und Prag vorausgeht.

kerung zu demoralisieren und vermeintlich gegen Hitler aufzubringen, saß die Abneigung gegen den »Iwan« deutlich tiefer. Das Wüten der eigenen Verwandtschaft im Rahmen des Angriffskrieges auf die Sowjetunion wollten sich viele Deutsche nicht vorstellen.

Die antikommunistische Propaganda und das Bild vom »slawischen Untermenschen« reichten viel weiter zurück als die Wut über die angloamerikanischen Bombenangriffe. So wurden auch die Vergewaltigungen durch Rotarmisten, gegen die zum Beispiel Nikolaj Bersarin 1945 als Stadtkommandant von Berlin hart durchgegriffen hatte, von vielen Deutschen nicht als Ausdruck der kriegsbedingten Verrohung einiger Vertreter des männlichen Geschlechts wahrgenommen, sondern dem Charakter der Bolschewiken aus dem Osten zugeschrieben. Es passte ins Bild, das man sich in den vergangenen zwölf Jahren durch die Brille der NS-Propaganda von ihnen gemacht hatte. Bersarin stoppte die Gewalt gegen Zivilistinnen durch abschreckende Strafmaßnahmen gegen eigene Soldaten, die sich daran beteiligt hatten. Aber nicht alle Deutschen änderten daraufhin ihre Wahrnehmung.

Die Sowjetsoldaten, die sich korrekt verhielten, waren den Deutschen gegenüber zum Teil sehr reserviert. Während die US-Soldaten von deutschen Kindern bald mit der Bitte um Kaugummi – »Chewing Gum, please Chewing Gum!« – begrüßt wurden, kamen die Rotarmisten aus einem zerstörten Land und hatten nichts zu verschenken. »Trotzdem teilten sie Brot und Suppen mit der hungernden Bevölkerung«, betont Ruth. Als Reparationsleistung für die materiellen Kriegsschäden wurden ganze Industrieanlagen demontriert und in die Sowjetunion verbracht. Gerech im Sinne der Wiedergutmachung, so weit sie überhaupt möglich war, aber nicht im Sinne der Lastenverteilung zwischen Ost- und Westdeutschland. Nicht im Sinne der Startbedingungen für beide deutsche Staaten.

Karl Marx hatte sinngemäß gesagt, dass vor dem Reich der Freiheit das Reich der Notwendigkeit käme. Neben Zeiten großen politischen Drucks gab es auch in der Sowjetischen Besatzungszone Momente, in denen erfolgreich mehr Demokratie gewagt wurde. Bereits am 30. Juni 1946 kommt es in Sachsen zum Volksentscheid. In geheimer Wahl wird über die Enteignung

»Jetzt kommt etwas ganz Neues.«

der Betriebe von Kriegs- und Naziverbrechern abgestimmt. Die Sozialistische Einheitspartei, die Liberal-Demokratische Partei, die Christlich-Demokratische Union und der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund rufen gemeinsam zur Abstimmung auf.

»Die sowjetische Besatzungsbehörde hat die von ihr in großer Zahl beschlagnahmten und enteigneten Betriebe von Kriegsverbrechern sowie aktiven Verfechtern der faschistischen Kriegspolitik dem Volke zur Verfügung gestellt«, steht im Aufruf. »Die Besatzungsbehörden haben damit den demokratischen Selbstverwaltungsorganen die Möglichkeit gegeben, zu entscheiden, was mit diesen Betrieben geschehen soll.« Nunmehr sei es »Aufgabe des Volkes selbst, dafür zu sorgen, dass diese Betriebe in den Dienst der Befriedigung der Lebensbedürfnisse des Volkes gestellt werden«. Ruth ist zwölf Jahre alt, aber sie weiß, was es bedeutet.

»Mein Vater hatte von der Partei ein Auto, mit dem er die ausgezählten Stimmen aus den Wahllokalen holte«, erinnert sie sich. »Da hat er mich mitgenommen und das war für mich das Erlebnis, das mir klar gemacht hat: Jetzt kommt etwas ganz Neues.«

Bei einer Wahlbeteiligung von 93,71 Prozent stimmten 77,62 Prozent für die Überführung der Betriebe in Volkseigentum, 15,56 Prozent stimmen dagegen. Die restlichen Stimmen sind ungültig.¹

»Eigentlich hätte in ganz Deutschland abgestimmt werden sollen«, sagt Ruth.

Nicht immer stimmt sie mit der Mehrheit überein. Manchmal fühlt sie sich in der Schule einsam: »Es gab schon Freundschaften, aber politisch waren die auf einer anderen Wellenlänge.« Auch bei der Jugendweihe, dem weltlichen Ritual zum Eintritt ins Erwachsenenleben, das sich später in der DDR durchsetzen wird, ist sie ihrer Zeit noch voraus:

»Eine Freundin, deren Eltern auch bei der SED waren, und ich haben 1948 als Einzige aus meiner Klasse an der Jugendweihe teilgenommen. Die anderen gingen zur Konfirmation. Das hat sich ja später total geändert. Aber 1948 waren wir nur ganz wenige.«

¹ Hamburger Echo, 21.8.1954.

»Ein linkes, emanzipatorisches Selbstverständnis war für Frauen in der BRD schon immer eine Suche nach dem richtigen Leben im falschen.«

Freiheit durchsetzen Emanzipation in Ost und West

Das Thema »Feminismus« war in den neunziger Jahren fast eine Garantie für heißblütige Diskussionen, wenn Frauen aus Ost und West zusammenkamen. Manche von uns konnten es kaum fassen, wenn eine selbstbewusste Ex-DDR-Bürgerin auf die Frage nach ihrem Beruf ganz unbekümmert antwortete: »Ick bin Zahntechniker«, oder: »Ick bin Bauingenieur.« Wie konnten emanzipierte Frauen so wenig Wert auf die korrekte weibliche Form legen?

Während wir uns zeitweise bemühten, die Sprache ordentlich zu »gendern«, indem wir über alle möglichen Menschengruppen stets mit der weiblichen Endung sprachen – FreundInnen, KollegInnen, ArbeiterInnen –, taten sie das noch nicht einmal bei sich selbst. Für sie zählte der Fakt, dass sie einen bestimmten Beruf ausübten – nicht die politisch korrekte Sprache.

Sie waren in einer Gesellschaft aufgewachsen, in der vieles selbstverständlicher war. Vor allem das eigene Arbeitseinkommen – und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Inzwischen gibt es wieder eine gesamtdeutsche Frauengeneration, die ohne diese Selbstverständlichkeiten aufgewachsen ist. Vorher prallten nicht nur sprachlich Welten aufeinander, sondern auch inhaltlich – von der Arbeitsethik bis zur Sexualität.

Ein linkes, emanzipatorisches Selbstverständnis war für Frauen in der BRD schon immer eine Suche nach dem richtigen Leben im falschen. Die Erwerbsarbeit erwies sich dabei als zweischneidiges Schwert: Einerseits versprach sie die Unabhängigkeit von einem Ernährer, auf der anderen Seite bedeutete sie oft eine subjektiv als härter empfundene Fremdbestimmung – und meistens die Abhängigkeit von einem Unternehmer. Die Wahrheit ist immer konkret – und in manchen Firmen verkam die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau zum abstrakten Begriff. Besonders dann, wenn ihr die Arbeitsmarktsituation keinen Wechsel erlaubte. Traditionell waren die BRD-Gewerkschaften



Frauen in der DDR dürfen natürlich genauso berufstätig sein wie Männer. Damit soll nicht nur ihre Gleichberechtigung betont werden – es ist wirtschaftlich äußerst notwendig, dass Frauen arbeiten. Häufig führt das zu einer Doppelbelastung in Beruf und Familie. 1951 besucht deshalb schon jedes vierte Kind einen staatlichen oder betrieblichen Kindergarten. Bis auf einen Minimalbeitrag zum Mittagessen ist der Besuch von Krippen und Kindergärten in der DDR kostenlos.

»Auch wenn sich nicht alle gleichermaßen mit ihrem Beruf identifizieren konnten, bedeutete Arbeit in der DDR doch Unabhängigkeit.«

stärker in den Branchen organisiert, die überwiegend Männer beschäftigten. Frauen arbeiteten seltener in Großbetrieben als Männer, und in den Kleinbetrieben der Privatwirtschaft waren patriarchalische Verhältnisse keine Seltenheit. Der Chef sah sich als Familienoberhaupt – natürlich ohne seinen Lebensstandard mit dem Rest der »Familie« zu teilen. Stattdessen wurde auf diesem Weg psychischer Druck ausgeübt. Hinzu kam die Entfremdung der Arbeit, die in der DDR zwar nicht aufgehoben, aber in mancher Hinsicht entschärft war.

Im Westen blieb der gesellschaftliche Sinn der Arbeit oft verborgen. Am stärksten konnten sich wohl noch Frauen im öffentlichen Dienst und Akademikerinnen mit ihrer Arbeit identifizieren, sofern sie eine Stelle fanden, die ihrer Qualifikation entsprach. Die Kreativen mussten häufig eine Zweiteilung vornehmen – zwischen der Arbeit, in der sie sich wiedererkannten, und den Jobs, mit denen sie sich finanziell über Wasser hielten. Andere kannten überhaupt nur solche Jobs; und das mitunter auch in Vollzeit. Entfremdete Arbeit wie strukturelle Arbeitslosigkeit

ließen es im Westen für beide Geschlechter fragwürdig erscheinen, ob noch so etwas wie eine ethische Verpflichtung zur Arbeit bestand. Viele Jugendliche kamen zu dem Schluss, dass es legitim sei, das Spiel nicht mitzuspielen. Die Umweltbewegung, mit der in den siebziger Jahren viele Frauen zu sympathisieren begannen, sowie anarchistische Strömungen stellten die Konsumgewohnheiten des modernen Wachstumskapitalismus infrage – und damit auch einen Teil der Erwerbsarbeit. Wer sich die Sinnfrage stellte, fand im Westen weniger Gründe, um Sekundärtugenden zu pflegen. Das erklärt heute noch große Mentalitätsunterschiede in Ost und West.

Nach 1990 war Arbeitslosigkeit für die Töchter und Söhne der DDR eine schlimmere Demütigung als für Westdeutsche, die schon mit dem Bewusstsein aufgewachsen waren, dass es Arbeitslosigkeit gibt. Ein Teil der Betroffenen hatte sich trotz der Stigmatisierung als »Sozialschmarotzer« damit arrangiert und wollte nicht mehr mit den Arbeitssuchenden konkurrieren. Für Frauen bot sich außerdem die Rückkehr zum traditionellen Rollenbild als Alternative an.



Die Gleichberechtigung von Mann und Frau wird verpflichtender Bestandteil der ersten Verfassung vom 7. Oktober 1949. Ein Jahr später wird das »Gesetz zum Schutz von Mutter und Kind und über die Rechte der Frau« am 27. September 1950 durch die Volkskammer verabschiedet. Frauen dürfen im Sozialistischen Wettbewerb auch freiwillig »Normen brechen«, um mehr Geld zu verdienen, wie hier die Dreherin Waltraud Bollmann aus dem VEB Schwerarmaturenwerk »Erich Weinert«.

In der DDR hatte die Arbeit einen anderen Stellenwert. Sie wurde nicht immer geliebt, aber sie gehörte zum Leben. Und obwohl man ohne Angst vor Arbeitslosigkeit auch entspannter arbeiten konnte, wurde sie in mancher Hinsicht ernster genommen – das betonen gerade ältere Frauen aus dem Osten, deren Generation im Westen Deutschlands noch stark hausfraulich geprägt ist. Auch wenn sich nicht alle gleichermaßen mit ihrem Beruf identifizieren konnten, bedeutete Arbeit in der DDR doch Unabhängigkeit. Prekäre Jobs für die Frau als bloße Hinzuerdienerin waren politisch nicht gewollt. Außerdem war der gesellschaftliche Sinn der Arbeit leichter zu vermitteln – gerade weil es sich nicht um eine Überflussgesellschaft handelte.

Gleichzeitig musste niemand eine übertriebene Identifikation mit seiner Arbeit heucheln. Westdeutsche Touristen beklagten sich oft über das ungewohnte Verhalten von Kellnern und Verkäuferinnen in der DDR, denen marktwirtschaftliche Prinzipien wie »Der Kunde ist König« und »Wer zahlt, schafft an« völlig fremd zu sein schienen. Der Kunde war für sie ein gewöhnlicher Mensch, der sich selbstver-

ständig auch mal irren konnte. Die Kellnerin und der Verkäufer standen nicht unter ihm. Sie machten einfach ihre Arbeit und mussten keine Angst haben, ihren Job zu verlieren, wenn sie ihn nicht wie einen König behandelten. Das war ein Ausdruck von Freiheit, auch wenn es für den, der eine missgelaunte Verkäuferin antraf, eben kein freundliches Lächeln bedeutete. Wer einen Laden mit der Einstellung betritt, dass er für diese Freiheit bereit ist, auf ein künstliches Lächeln zu verzichten, der bekommt mit höherer Wahrscheinlichkeit ein echtes.

In der BRD war und ist das Verhältnis von Schein und Sein in der Arbeitswelt ein anderes. Der gesellschaftliche Sinn einer Tätigkeit bestimmte nur selten ihr Ansehen und die Verdienstmöglichkeiten. Mitunter wurde der Verdienst gleich ganz durch die Ehre ersetzt. Soziale und gesellschaftlich sinnvolle Aufgaben wurden zu einem erheblichen Teil auf das Ehrenamt abgewälzt, während zum Beispiel in der Werbebranche gutes Geld verdient wurde.

Als in den siebziger und achtziger Jahren das Stigma der »Rabenmutter« für berufstätige Frauen mit Kindern an Bedeutung verlor, wurde es zugleich

auf dem Arbeitsmarkt enger. Während die Gewerkschaften Arbeitszeitverkürzungen forderten, gaben Konservative den berufstätigen Frauen die Schuld.

So etwas glaubten die Frauen im anderen Teil Deutschlands überwunden zu haben. Als ihr Staat aufhörte zu existieren, kam es zu ihnen zurück. In den neunziger Jahren hatten viele Frauen schmerzliche Aha-Erlebnisse. Die Abwicklung der Volkswirtschaft der DDR verbannte sie nicht nur massenhaft aus dem Arbeitsleben, es wurde auch noch erwartet, dass sie sich diskret aus der Arbeitslosenstatistik verabschiedeten, indem sie sich mit der Hausfrauenrolle zufriedengaben. Für die florierende Arbeitslosigkeit im neuen Bundesland Sachsen machte der damalige Ministerpräsident Kurt Biedenkopf – ein Westimport mit CDU-Parteibuch – die »überhöhte Erwerbsneigung« der Frauen verantwortlich. Das Prinzip von Angebot und Nachfrage funktionierte in diesem Punkt nicht.

Das Problem war in der alten BRD längst bekannt. Seit die Wirtschaftswunderjahre zu Ende waren, verschärfte sich die Konkurrenz unter den Arbeit-

suchenden und Lohnabhängigen. Die Verhandlungsposition der Berufseinsteiger verschlechterte sich – und erst recht die der Frauen, die nach einer Kinderpause wieder einsteigen wollten. Durch die leichte Ersetzbarkeit der meisten Arbeitskräfte litt häufig auch das Arbeitsklima in den Betrieben. Unter der angespannten Situation auf dem Arbeitsmarkt empfanden Frauen die Erwerbsarbeit nicht als Ausdruck der Emanzipation, sondern als Last. Wenn sie nicht zwingend notwendig war, um den Unterhalt der Familie zu sichern, war die Hausfrauenrolle eine Rückzugsmöglichkeit, die das weibliche Geschlecht traditionell nicht entehrte.

Die Verbindung von Erwerbsarbeit und Selbstverwirklichung gelang nur wenigen. In der BRD konnten zwar häufiger Studiengänge nach Neigung belegt werden als in der DDR. Die Ernüchterung kam allerdings später, wenn die erworbene Qualifikation auf dem Arbeitsmarkt nicht gefragt war – und die Fähigkeit zur Selbstvermarktung spielte oft keine geringere Rolle als die fachliche Kompetenz. Die professionelle Vorbereitung auf Bewerbungen entwickelte sich zum eigenen Wirtschaftszweig.

»In der DDR waren viele Probleme gesamtgesellschaftlich gelöst oder zumindest angegangen worden, für die westdeutsche Frauen individuelle Lösungen finden mussten.«

Frauen wurden und werden dabei besonders genötigt, über Äußerlichkeiten nachzudenken: Was ist zu burschikos, was zu sexy? Sitzt da ein Personalchef oder eine Chefin? Muss ich mir für das Vorstellungsgespräch ein Kostüm kaufen, das ich privat nie anziehen würde? Darf eine Sekretärin überhaupt kurzgeschnittene Fingernägel haben? Kann eine Ingenieurin klassisch feminin aussehen, oder wird sie dann nicht ernst genommen?

Vorurteile gab es in beiden Teilen Deutschlands, aber zum Tragen kamen sie vor allem dort, wo es um geschickte Eigenwerbung ging. Kinder waren dabei für Bewerberinnen ein weitaus größerer Minuspunkt als für Bewerber. Daran hat sich bis heute in der BRD nicht viel geändert.

In der DDR waren viele Probleme gesamtgesellschaftlich gelöst oder zumindest angegangen worden, für die westdeutsche Frauen individuelle Lösungen finden mussten. Oft blieben diese Lösungen unvollkommen. Irgendjemand mäkelte immer daran herum. Frauen, die es schafften, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, taten dies nur

selten zur permanenten Zufriedenheit aller Beteiligten. Irgendeiner zerrte immer an ihnen – wenn sie allen Anforderungen gerecht wurden, blieben ihre persönlichen Interessen auf der Strecke.

Frauen, die zu Hause bei den Kindern blieben, taten das nicht immer aus einem konservativen Rollenverständnis, sondern auch bedingt durch Arbeits- und Perspektivlosigkeit oder fehlende Betreuungsmöglichkeiten. Da Frauen im Durchschnitt weniger Geld verdienten als Männer, entschieden sich viele Paare aus wirtschaftlichen Gründen für die althergebrachte Rollenverteilung, sobald das erste Kind geboren war.

Viele Mütter begannen erst nach Jahren wieder in Teilzeit zu arbeiten. Manche entschieden sich ganz für das Hausfrauendasein, weil ihnen im Erwerbsleben nur schlecht bezahlte Tätigkeiten mit geringem Ansehen offenstanden. Dazu konnte es trotz Berufsausbildung kommen, wenn diese nicht »marktgerecht« war oder wenn jungen Müttern die nötige Flexibilität für den erlernten Beruf nicht mehr zuge-
traut wurde.



Von theoretischen Diskussionen zu Emanzipation und Frauenpolitik sind die handelnden Frauen in der DDR leider oftmals meilenweit entfernt. Die international renommierte Tanzpädagogin Gret Palucca bekam durch staatliche Intervention der DDR-Führung eine eigene akademischen Schule in Dresden mit Professur übertragen, eine Vizepräsidentschaft der Akademie der Künste zugesichert (1965–1970) und zahllose staatliche Auszeichnungen und Preise verliehen.